

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei im Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 1 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Blatt 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1888 unter Nr. 849.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 4 gesaltete Petitzeile oder deren Raum 25 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Die Stadt und die Pferdebahngesellschaft.

Der Magistrat in seiner väterlichen Fürsorge sinnt darauf, den Berlinern ein hübsches Weihnachtspräsent zu machen, und zwar soll die Friedrichstraße in ihrem schmälsten Theile von der Behrenstraße bis zu den Linden verbreitert werden, damit dort eine dem Verkehr und der Großstadt angemessene Straße entsteht.

Zu diesem Zweck hat der Magistrat der Stadtverordneten-Versammlung eine Vorlage gemacht, nach welcher das ganze Unternehmen kostenlos für die Stadt von der Pferdebahngesellschaft ausgeführt werden soll.

Die großmüthige Wohlthäterin der Stadt zahlt fünf Millionen Mark und verlangt dafür nur, ihre Abgabe an die Stadthauptkasse erhöhen zu dürfen, dadurch nämlich, daß die Anlage einer Pferdebahnlinie in der Friedrichstraße resp. die Ueberschreitung der Linden gestattet und die Konzession für ihre gesammten Linien auf sechs Jahre verlängert wird.

Die Verbreiterung der Friedrichstraße in jenem Theile ohne Zweifel wünschenswerth, wenngleich wir glauben, daß die magistratliche Fürsorge in den Straßen an der Peripherie der Stadt, in den Proletarienvierteln, ein lobenswerthes Feld fände, und daß dort — ohne Pferdebahnhilfe — manche Verbesserungen namentlich in Bezug auf Beleuchtung, Straßenpflaster und Straßendurchlegungen notwendig sind.

Der Gedanke, daß es doch eigentlich eine arge Verwahrlosung ist, wenn man Häuser, welche erst vor wenig Jahren gebaut sind, wieder fortreißt, läßt sich auch nicht von der Hand weisen, aber darüber setzen wir uns hinweg, da wir auf die „Erhaltung des Bestehenden“ keinen sonderlichen Werth legen.

Wir vertreten auch im Gegensatz zu dem Stadtverordneten Hoffmann die Ansicht, daß es nützlich ist, wenn die Friedrichstraße eine Pferdebahnlinie erhält, und sind daher geneigt, zu glauben, daß ein Volk und eine Stadt „Paraben“ erhitzen kann; wir würden des „Militarismus“ wegen eine Verbesserung, die wir für notwendig halten, nicht eine Woche aufschieben, geschweige denn ganz verwerfen lassen.

Von diesem Standpunkt aus also würden wir, vor die Frage gestellt, ob die Stadt eine solche bedeutende Summe für die Verbreiterung der Friedrichstraße aufwenden soll, eine verneinend ausfallende Antwort kämen, so läge dies daran, daß nach unserer Ansicht notwendiger Aufgaben für die Stadt vorhanden sind, und daß die städtischen Mittel in letzter Zeit durch Verwendungen, welche wir nicht

als im Gebiete der städtischen Aufgaben liegend betrachten können — wir erinnern an die „Friedrichstiftung“, den „Denkmalsbeschluß“, den „Begasbrunnen“ u. s. w. —, stark in Anspruch genommen sind.

Was uns aber von vornherein die Vorlage des Magistrats als durchaus unannehmbar bezeichnen läßt, das ist die auch hierbei wieder beliebte Verquickung der städtischen mit den Interessen der Aktionäre der Pferdebahngesellschaft.

Es kann nachgerade in Berlin nichts passieren, wo die Pferdebahngesellschaft nicht ihre Finger hineinsteckt, und es ist drollig zu sehen, wie Magistrat und Stadtverordnete sich ein Mal über das andere von der Aktiengesellschaft ausnützen lassen.

Jede Gelegenheit wird von der Gesellschaft benützt, eine Verlängerung ihres Vertrages heraus zu schlagen, und so sehr man dies von dem Standpunkt der Vertretung profit- und dividendensüchtiger Aktionäre begreifen kann, so wenig ist es zu verstehen, daß die städtische Verwaltung nicht einsehen will, daß die gebotene Vergütung resp. die Ausführung einer Straßendurchlegungen doch einzig und allein eine armselige Abfindung für den der Stadt entgehenden Gewinn ist.

Jedes Mal wird bei einer solchen Vorlage den Gegnern derselben vom Magistratsstisch und von der Bourgeois- und Klasseninteressen vertretenden Majorität der Stadtverordnetenversammlung gesagt, die Stadt behielte sich das Recht vor, nach Ablauf des Vertrages die Pferdebahnen in eigene Regie zu nehmen, und jedes Mal machen sich diese Herren zu Vorlämpfern für die nur privatkapitalistische Interessen vertretende Aktiengesellschaft, indem sie deren Vertrag verlängern, damit stets auf's neue die Straßen und Plätze Berlins der monopolistischen Ausbeutung weniger Aktionäre und tantiemelastiger Aufsichtsräte und Direktoren überliefern.

Und was für Gründe werden dabei nicht herbeigezerrt; da ist erstens einmal die sofortige Entschädigung; da ist die bedeutende Abgabe, welche die Gesellschaft an die Stadt zahlt und welche natürlich durch neue Linien noch vermehrt wird; da sind es Straßendurchlegungen u. s. w., welche gemacht werden, ohne daß der Stadt Kosten entstehen; da werden die Straßendurchlegungen ins Feld geführt und endlich wird bewiesen, daß eine Privatgesellschaft lange nicht so kostspielig verwaltet, als die städtische Verwaltung.

Die Zweifelhaftigkeit des letzteren Compliments liegt auf der Hand; wäre es richtig, dann müßte man ja die Gas- und Wasserwerke, Kanalisation, Viehhof, Markthallen schleunigst in die Verwaltung von Aktiengesellschaften übergehen lassen, vielleicht ließe sich auch gegen Zahlung einer Pauschalsumme eine Gesellschaft gründen, welche Schulen, Armen und Krankenpflege in Betrieb nähme.

Wir glauben nicht, daß der Privatbetrieb vorteilhafter

sein muß, als eine von humanen und vernünftigen Grundsätzen geleitete städtische Verwaltung; im Gegentheil werden durch die dadurch eintretende Konzentration der Kräfte weitgehende wirtschaftliche Vorteile geschaffen werden. Deshalb sind diese Einwände nur geeignet, den klaren Sachbestand zu verdunkeln, durch Phrasen die Schwäche der Beweisführung zu verdecken. Was nun aber die angeblichen materiellen, in sofortiger Uebernahme großer Summen und späterer Zahlung von Abgaben bestehenden Vorteile für die Stadt anlangt, so ist es mehr als naiv, die Bürgerchaft glauben zu machen, die Stadt stände sich gut bei der Art, wie sie mit der Pferdebahngesellschaft stets aufs Neue kontrahirt.

Nicht die Aktiengesellschaft bringt Opfer, sondern die Stadt verzichtet auf sehr bedeutende Summen, und zwar auf alles das, was die Pferdebahngesellschaft über ihre Verwaltungskosten inkl. die Abgabe an die Stadt an Ueberschüssen einnimmt und in Form von Lantimen und Dividenden in die Taschen der Aktionäre abführt.

Oder glaubt der Magistrat, die Gesellschaft würde ihm fünf Millionen zahlen, wenn sie nicht absolut sicher wäre, diese Summe durch die sechsjährige Verlängerung ihres Vertrages überreichlich wieder einzubekommen.

Löffelweis giebt sie, unns schöffelweis nimmt sie; wenn der Herr Stadtkämmerer einmal ausrechnen will, welcher Nutzen durch den Reingewinn der sechsjährigen Vertragsverlängerung für die Gesellschaft herauskommt, so wird ihm klar werden, daß die Stadt Berlin doch nicht gut thut und auch nicht nöthig hat, solche „Wucherzinsen“ zu zahlen.

Ist die Verbreiterung der Friedrichstraße nur mit einer Verlängerung des Vertrages mit der Pferdebahngesellschaft zu erlangen, so erheischt das Interesse der Stadt gebieterisch, davon abzusehen; jede Verlängerung dieses Vertrages verlegt die von der städtischen Verwaltung zu vertretenden Interessen aller steuerzahlenden Bürger zu Gunsten einzelner weniger Kuponabschneider.

Mit sehr, sehr großen Opfern hat die Stadt das Verfügungsgrecht über die Straßen und Plätze erkaufen müssen, und nun überläßt sie für ein Linsengericht die Ausnutzung derselben Aktiengesellschaften; während die große Majorität der Bürger unter dem Druck der ungerechten Miethsteuer schmachtet und die städtische Einkommensteuer nur unter schwerer Einschränkung des Familiengebrauchs aufbringen kann, verzichtet die städtische Verwaltung leichten Herzens darauf, nach einiger Zeit der Stadt eine sehr bedeutende Einnahmequelle zu eröffnen. Warum? Weil an der segensreichen Einrichtung der Aktiengesellschaften nicht gerüttelt werden soll, weil hier bewußt oder unbewußt das Klasseninteresse der Bourgeoisie in Frage kommt, und weil das getriebene Kapital seines zinsbringenden Unterkommens nicht verlustig gehen darf.

Feuilleton.

Raskolnikow.

Roman von F. M. Dostojewski.

Aus dem Russischen übersetzt von Wilh. Gendel.

— Spatzvogel! sagte der Wirth laut, — und weshalb hast Du nicht? Weshalb dienen Sie nicht, da Sie doch ein Beamter sind?

— Weshalb ich nicht diene, mein Herr, erwiderte Raskolnikow, indem er sich ausschließlich an Raskolnikow wandte, als ob ihm dieser die Frage vorgelegt hätte, — weshalb ich nicht diene? Ist es mir etwa nicht ein Herzeleid, daß ich mich für nichts und wieder nichts so herumtreibe? Als Herr Ledesätinilow vor einem Monat meine Katze eigenhändig durchprügelte und ich betrunken, dalag, — wann, ist es Ihnen wohl schon vorgekommen, hm . . . zum Beispiel von jemand Geld erbitten zu wollen, ohne Aussicht auf Erfolg?

— Kann wohl sein . . . das heißt wie? . . . ohne Aussicht auf Erfolg?

— Ich meine ganz und gar hoffnungslos, vorher ohne Bestimmtheit voraus, daß jener Mensch, jener wohlhabende und nützlichste Bürger Ihnen in keinem Fall etwas hergeben wird; denn weshalb, frage ich, sollte er es thun? Weiß er doch sicher, daß er es nicht wieder zurückbekommt! Etwa aus Mitleid? Aber Herr Ledesätinilow, der alle neu auftauchenden Theorien verfolgt, erklärte vor mir, daß in unserer Zeit das Mitleid sogar von der Menschheit als unsittlich bezeichnet wird, so zum Beispiel in England, wo es eine politische Delinquenz giebt, wenn man Mitleid hat, also, frage ich Sie, sollte er Ihnen Geld hergeben? Und trotzdem, obgleich Sie es im Voraus wissen,

daß er Ihnen nichts geben wird, gehen Sie doch zu ihm hin und . . .

— Weshalb denn aber? erwiderte Raskolnikow.

— Aber wenn man nun keinen andern Ausweg hat, wenn man zu niemand weiter hingehen kann? Jeder Mensch muß doch schließlich die Möglichkeit haben, irgendwo hinzugehen! Denn es kommen Zeiten vor, wo man unbedingt irgendwohin gehen muß! Als meine einzige Tochter zum erstenmal mit dem gelben Billet ausging, da ging ich auch . . . denn meine Tochter hat ein gelbes Billet, fügte er in Parenthese hinzu, indem er mit einer gewissen Unruhe auf den jungen Mann blickte. Thut nichts, mein Herr, thut nichts! beiläufig er sich, scheinbar ruhig, zu erklären, als die Jungen hinterm Lädenisch losplakten und selbst der Wirth lächelte, — macht nichts! Dieses Kopfschütteln irritirt mich nicht, denn es ist allen bereits alles bekannt, und alles Geheim wird offenbar. Und nicht mit Verachtung, sondern mit Demuth erwähne ich es. Wägen Sie immerhin! . . . „Siehe da, dieser Mensch!“ . . . Erlauben Sie, junger Mann, können Sie . . . doch nein, um es stärker und deutlicher auszudrücken, nicht können Sie wohl, sondern unter stehen Sie sich wohl, indem Sie jetzt auf mich her blicken, mit Bestimmtheit zu behaupten, daß ich kein Schwein sei?

Der junge Mann erwiderte kein Wort.

— Nun, fuhr der Redner fort, nachdem er würdevoll das in der Stube wieder laut gemordene Gelächter verhallen ließ — nun, mag ich also ein Schwein sein, sie aber ist eine Dame! Wenn ich auch wie ein Vieh bin, Katharina Iwanowna aber, meine Gattin, ist eine gebildete Person und eine geborene Stabs-Offizierstochter. Meinethalben mag ich ein Schuft sein, sie aber hat ein erhabenes Herz und durch Erziehung veredelte Gefühle. Und trotz alledem . . . oh, wenn sie nur Mitleid mit mir haben möchte! Mein Herr, mein Herr, jeder Mensch muß doch wenigstens einen Ort

*) Die öffentlichen, unter Polizeikontrôle stehenden Frauenzimmer bekommen in Petersburg Kufenthaltscheine auf gelbem Papier.

haben, wo man ihn bemitleidet! Katharina Iwanowna aber ist zwar eine großmüthige, aber auch eine ungerechte Dame . . . Und obgleich ich es wohl begreife, daß, wenn sie mir die Haare zauft, sie es nicht anders, als mit mitleidigem Herzen thut, — denn, ich wiederhole es ohne Erwidern, sie zauft mir die Haare, junger Mann (bestätigte er mit erhöhter Würde, als er abermals Gelächern vernahm), — aber, oh Gott, wie, wenn sie nur ein einziges Mal . . . doch nein, nein! alles ist vergebens und kein Wort darüber zu verlieren! Denn oft schon ist es geschehen und oft schon wurde ich bemitleidet, aber . . . es ist schon einmal mein Loos, denn ich bin ein unverbesserliches Vieh!

— Begreiflich! bemerkte der Wirth gähnend.

Raskolnikow schlug entschlossen mit der Faust auf den Tisch. — Das ist nun einmal meine Bestimmung! Wissen Sie, wissen Sie denn, mein Herr, daß ich sogar ihre Strümpfe verflochten habe? Nicht etwa die Schuhe, denn das wäre am Ende schon dagewesen, aber die Strümpfe, ihre Strümpfe habe ich verflochten! Ihr Halstüchlein aus Ziegenhaar hab' ich auch verflochten, man hatte es ihr geschenkt, früher schon, es war ihr eigenes, nicht etwa von mir angeschafft; und wir wohnen in einem kalten Winkel und sie hat sich diesen Winter erkället, und sie hat angefangen zu husten, hustet schon Blut. Und wir haben drei kleine Kinder, und Katharina Iwanowna arbeitet von früh bis in die Nacht, scheuert, wäscht und reinigt die Kinder, denn sie ist von Jugend auf an Reinlichkeit gewöhnt, hat aber eine schwache Brust und Anlage zur Schwindtsucht, und ich fühle das! Fühle ich es etwa nicht? Und je mehr ich trinke, desto mehr fühle ich es. Weshalb trinke ich denn? — weil ich in diesem Geträl Mitleid und Gefühl suche . . . Ich trinke, — denn ich will doppelt leiden! — Wie in Verzweiflung neigte er seinen Kopf auf den Tisch.

— Junger Mann, fuhr er fort, indem er sich wieder emporrichtete, — in Ihrem Anitz glaube ich so etwas wie Rummur zu lesen. Als Sie hereintraten, las ich es schon, und deshalb wandte ich mich auch gleich an Sie. Denn, wenn ich Ihnen die Historie meines Lebens mittheile, so thue ich es nicht, um mich vor diesen Rüßiggängern, die

Die Entwicklung der Werkzeuge und Waffen in der ersten Kulturperiode der Menschheit.

Von S. G.

Die Urwerkzeuge, welche sich der Mensch bereits bediente, als er sich über das Thier zu erheben begann, sind der Stein und der Stab; ersterer genau so wie die Natur ihn darbot, letzterer wie er leicht von jedem Baume oder Strauche gebrochen werden konnte. Beide gebrauchen bereits die menschenähnlichen der Thiere, gewisse Affen, zum Werfen wie zum Schlagen, zum Abschlagen der Früchte von den Bäumen, zum Aufschneiden hartschaliger Früchte u. s. w.

Der Stein sowohl als auch der Stab kommt zunächst gewöhnlich nur als Ergänzung eines Körpergliedes in Gebrauch; der Stein als Verstärkung der Faust, der Stab als Verlängerung des Armes, beide sind anfangs sowohl als Werkzeuge wie als Waffen in Anwendung. Als drittes im Bunde, die hohle Hand erscheinend, tritt zum Schöpfen von Wasser die Schale hinzu, welche sich in Gestalt einer Muschel oder eines hohlen Steins nicht viel schwerer finden ließ, als der Stein zum Werfen.

Mit dieser Dreierheit der Geräte sehen wir also den auf der Schwelle der Kultur der Menschheit stehenden Urmenschen als Werkzeug. Hand er nur einen noch dem einen Ende hin sich verwindenden Stab, so war er glücklich in den Besitz einer Keule gelangt, deren Nutzbarkeit er wahrscheinlich verhältnismäßig früh erkannte. Hand er einen Stein, dessen eine Seite in eine hohle Kamme zerfiel, so vermochte er denselben als Meißel und als Meißel zu gebrauchen.

Mit der Aufbeobachtung des für die Zwecke des Menschen besonders geeigneten Stabes oder Steines, oder einer besonders weichen, leicht gebildeten Muschelschale zu öfterem Gebrauche entstand das Ureigentum, der erste unscheinbare aber bedeutungsvolle Schritt in das endlose Gebiet der menschlichen Kultur vorwärts.

Erdbeilich später erst kann der Mensch auf den Einfall gekommen sein, Stab oder Stein sich so zu formen, wie sie sich für urchenische Zwecke besonders eignen. — Dieser Einfall legt einerseits die Erfahrung voraus, daß es mehr oder minder geeignete Stäbe und Steine giebt, andererseits nicht nur die Fähigkeit der Bearbeitung, die wiederum erst Endergebnis einer ganzen Reihe von Erfahrungen und Entdeckungen sein kann, sondern auch die eine verhältnismäßig nicht unbedeutende Weisheitsfähigkeit voraussetzende Schlussfolgerung, daß mit einer Bearbeitung des Naturproduktes Zweckentsprechendes geliefert werden könnte.

Das Ureigentum schließt sich also nach unserer Auffassung nicht an die Fähigkeit primitiver Formen an, sondern an ein viel früher schon sich geltend machendes Instinkt glücklicher Hände, — der erste Eigentümer war ein Glückspilz, nichts weiter.

Die mannigfache Verwendbarkeit der natürlichen Keule brachte den Menschen wahrscheinlich frühe auf den Gedanken, Stein und Stab zu einer zusammengefügten Keule oder auch zu einer Keule Hammer zu verbinden, einem Werkzeuge, welches die Faust am Arme darstellte. Bewirkt wurde diese Zusammenfügung dadurch, daß der Stein in das gespaltene Ende des Stabes eingelassen und dieser durch ein Bindemittel wie dem Weitespalt geschügt, oder daß der Stein noch einfacher an das eine Ende des Stabes festgebunden wurde.

In jedem Falle setzte die Anfertigung dieser ersten künstlichen Keule ein Material voraus, mit dem man sie binden vermochte, und ein solches Material wird zunächst wohl die geräthliche Thierhaut geliefert haben, welche ihrerseits wieder eine gewisse Festigkeit in dem Gebrauch des oben erwähnten Meißels voraussetzte. Das Meißel wird dem Urmenschen in erster Linie zum Bekleinern der Fleischstücke gedient haben, so wie wir es noch den Bushmannen gebrauchen sehen können, der das Fleisch mit den Fingern zerlegt, es mit der einen Hand stramm anzieht, und sich alsdann dicht am Munde einen Theil davon mit dem Steinmesser abspaltet. Ein vortreffliches Meißelwerkzeug giebt ein scharfer Splinter Obsidian, auch gemäß als Material dazu Feuerstein oder Quarz.

Das Binden oder Flechten, welches bei der Herstellung einer künstlichen Keule in Anwendung kam, hat für den Urmenschen den Werth einer großen Entdeckung gehabt, da von nun an mannigfaltige Kombinationen einfacher Gegenstände und Werkzeuge zur Herstellung der verschiedensten Gebrauchsgegenstände möglich wurden. Dem Bunde eine besondere Wichtigkeit zu geben, lernte der Mensch auch schon früh, indem er die Lederschur vor dem Gebrauch anfeuchtete, und es dadurch bewirkte, daß sie sich beim Trocknen noch fester zusammenzog, als er es mit seiner eigenen Kraft vermocht hatte.

Ueber die Bearbeitung der Steine, die nach der Geschicklichkeit des Einzelnen und nach den Erfahrungen, welche der Einzelne bereits gemacht oder ererbt hatte, natürlich sehr verschieden gewesen sein muß, spricht sich Vippert im folgenden aus:

„Schlägt man,“ sagt er, „auf ein Stück Feuerstein, das auf der flachen Seite fest liegt, senkrecht auf die Oberfläche mit einem Stein oder Hammer, so springt ein flaches Stück von der Form eines Rutschsteines heraus. Von dieser Art erscheinen in den Gängen sehr viele Feuersteingeräthe, die wir einer längeren Zeit und sorgfältigen Uebung zuschreiben müssen. Sie sind kennbar durch den schiefen Bruch auf ihrer Oberfläche. Stellt man aber das rothe Stück Feuerstein gleichsam auf seine Spitze und schlägt dann darauf in derjenigen Richtung, in welcher die gewünschten Spaltungsflächen laufen sollen, so erhält man bei genügender Uebung langgestreckte klingenartige Flächen. Solche Klingen zeigen dann im Gegensatz zu den jagdigen Bändern der ersteren oft eine so glatte Schärfe, daß solche Steinmessern, wie in der Natur üblich war, zum Rasiren benützt werden, wie denn auch die Juden der älteren Zeit mit solchen Steinmessern chirurgische Operationen vollziehen konnten.“

Wie der Mensch den Stein zum Werfen benutzte, so hat er auch den Stab dazu gebraucht, und ebenso werden in seiner Hand Keule und Hammer gelegentlich zur Wurfschule und zum Wurfschleuderer.

Wie weit der auf niederster Kulturstufe stehende Mensch es zu der Befertigung seiner ursprünglichen Geräte und Waffen gelang, auf was für seltsame Entdeckungen er dabei kommen konnte, beweist der bei den Australiern übliche Bumerang. Diese gefährliche Waffe besteht in einem Bügel aus hartem Holze, der so gedreht ist, daß das Holz nach einer Richtung hin in einer Ebene liegt, wodurch bewirkt wird, daß der im Wurf begriffene Bügel um sich selbst drehend in der Luft einen großen Kreis durchschweift und nachher er sein Ziel getroffen hat, wieder zu seinem Wurfenden zurückkommt.

Aus der flachen scharfkantigen Keule, wie sie gegenwärtig

nach der Südseeinsulaner anwendet, entwickelte sich eine andere wichtige Waffe, nämlich das Schwert, und aus dem Hammer ward, indem man die eine Seite meißelartig zuspitzte, das Beil und die Hacke.

Der Stab wurde bald zum Grabstock und, indem man das eine Ende zuspitzte oder an dasselbe ein scharfes Knochenstück, Fischzähne oder große Gräten befestigte, zum Speer oder zur Lanze. Die Australier verstehen auch den Speer dadurch zu einer gefährlichen Waffe zu machen, daß sie in das Holz mit dem einfachen Steinmesser Widerhaken oder eine sägenartige Schneide hineinarbeiten und so wahrscheinlich den zuerst üblichen Ansat von Fischzähnen nachahmen.

Auf dieser Stufe der menschlichen Entwicklung findet der Speer auch als Ruder Anwendung, sobald Küstenanwohner in hohlen Baumstämmen das Wasser zu befahren gelernt haben, und so benutzte den Speer der vielgenannte Australier, indem die Papuas und Polynesier schon zu einem ausgebildeten Ruder fortgeschritten sind.

Besondere Arten der Verwendung fand auch noch der Stein, den man in der Form eines am besten längsgespaltene Eies als eine Art Handmühle und, indem man einen anderen gehöhlten Stein als Unterlage nahm, als Kornquetsche in Gebrauch nahm.

Auch Bohren lernte der Mensch in dieser seiner ersten, jedenfalls sehr lange Zeit in Anspruch nehmenden Kulturperiode. Er folgte dabei vermuthlich der Beobachtung, daß der Finger, in welche Erde eingedrückt, ein Loch hinterließ, und konnte bald auf die drehende Bewegung des Bohrens kommen und sie mit einem Steinplättchen wiederholen.

In diese Periode fällt auch der Beginn der Bekleidung, welche nur anfänglich in dem Umhängen von Thierhäuten bestand und schließlich zu allernächst keinen andern Zweck hatte, als den Schutz des Leibes gegen feindliche Waffen zu verstärken. Dabei wird der Mensch, besonders bei seiner Verbreitung in rauhere Gegenden, bald genug die Bemerkung gemacht haben, daß die umgehängte Thierhaut auch wärme und zeitweilig das körperliche Behagen erheblich zu erhöhen vermöge. Zu weiterer Schutze ward dann das Schild erfunden, das zuerst nichts weiter war, als ein mit Leder überzogenes Stück Holz.

Unvermeidlich begnügte sich der Mensch in frühester Zeit mit Thierhäuten, welche von den Fleischtheilen mit dem hierbei zum Schäber gewordenen Meißel oder mit einer Muschelschale befreit waren; langsam machten sie dann einen Schritt nach dem andern vorwärts in der Bearbeitung der Felle und werden in der ersten Kulturperiode kaum über das Weichreiben der Häute im Wasser hinausgekommen sein.

Damit die umgehängten Thierhäute auf den Schultern festgehalten wurden, lernte man den Dorn oder einen Knochen splitter als Nadel verwenden, der bald die lederne Schnur durch das Loch gestochene Loch nachfolgte. Auf diese Weise ward das Nähen erfunden, und es fehlte zu unserer modernen Nähkunst weiter nichts, als die Erfindung eines Mittels, die Schnur gleichzeitig mit der Nadel durch das zu nähende Stück hindurchzuführen, — die Erfindung des Dehrs in der Nadel, welche vielleicht auch noch aus dieser allerersten Kulturperiode der Menschheit herkommt.

Das Prinzip, welches alle die Werkzeuge und Waffen frühesten Kulturperiode charakterisirt, ist, daß die Menschen bei ihren Erfindungen durchweg die Ueberreste und natürlichen Werkzeuge ihres eigenen Körpers zum Vorbild nahmen. Alles, was der Mensch schuf, repräsentirt entweder seine Faust, seinen Arm, seine hohle Hand, seine Zähne oder, in seinen fortgeschrittensten Erzeugnissen, mehrere dieser seiner Naturwerkzeuge zugleich. Von diesen ihm zunächst liegenden Vorbildern konnte sich der Mensch erst unabhängig machen, wie es ihm z. B. mit der Erfindung des Bogens gelang, nachdem eine für unsere Zeitbegriffe vielleicht überaus lang andauernde Schulung seines Verstandes vorausgegangen war.

Die Anfänge der Arbeitstheilung, des Tausches und des Handels reichen übrigens auch in die früheste Kulturzeit hinauf. Mancher Einzelne erlangte besondere Fertigkeit in der Herstellung dieser oder jener ursprünglichen Kunstprodukte und arbeitete nicht nur für sich, sondern auch für andere, während es daneben vom Zufall Begünstigte gab, welche Hundstücken besonders geeigneter Materialien zugänglich waren, mit denen sie gelegentlich Tauschhandel zu treiben lernten.

Alles in allem genommen, finden wir in der grauesten Vorzeit, in die wir im vorstehenden einen Blick gethan, so arm an Erscheinungen, so dürftig an geistigen Leistungen, so einfach, so einfach, doch bereits die Keime einer ganzen Anzahl wichtigster Kulturfaktoren beisammen und die junge Menschheit doch bereits hoch über den ihr verwandten Thieren in materieller Leistungsfähigkeit und geistiger Entwicklung.

Lokales.

Wissenschaftliche Arbeiten des Potsdamer Astrophysikalischen Observatoriums. Dem vom „N. u. St. A.“ veröffentlichten Bericht über die im Jahre 1887 auf dem Astrophysikalischen Observatorium in Potsdam ausgeführten wissenschaftlichen Arbeiten entnehmen wir folgendes:

Besonders Interesse dürften zunächst die von Prof. Vogel unter Aufsicht von Dr. Scheiner angestellten Beobachtungen der Bewegung von Fixsternen in der Gesichtslinie beanspruchen. Schon seit fast 200 Jahren weiß man, daß es in Wirklichkeit keine Fixsterne, d. h. feststehende Sterne giebt, daß vielmehr die diesen Namen führenden Gestirne im Laufe der Jahrhunderte deutliche Ortsveränderungen zeigen. Von vielen Sternen hat man diese Ortsveränderungen gemessen, und gegenwärtig kann man diese Zahl der Fixsterne, deren Eigenbewegung sicher erkannt ist, auf 4000 schätzen. Diese Messungen gaben jedoch nicht den wahren Weg des Himmelskörpers, sondern nur den Theil seiner Bahn, der sich an dem Himmelsgewölbe projizirt. Jeder sich bewegende Körper muß sich dem Beobachter im allgemeinen entweder nähern oder von ihm entfernen. Denkt man sich den in Bewegung befindlichen Körper mit dem Auge des Beobachters durch eine gerade Linie, die sogenannte Gesichtslinie, verbunden, so muß diese bei Annäherung des Körpers an Länge abnehmen, im entgegengekehrten Falle an Länge zunehmen. Aus seinem an der Sphäre projizirten Wege und aus seiner Bewegung in der Gesichtslinie läßt sich nun erst die wahre Bahn eines Sternes berechnen. Es war dem Spektroskop vorbehalten, die überaus wichtige Messung der Bewegung der Sterne in der Gesichtslinie zu ermöglichen. Nebenbei wie ein Ton seine Höhe ändert, wenn sich der Beobachter auf den tönenden Körper zu oder von ihm fortbewegt, so ändert sich auch die Farbe eines nur eine bestimmte Lichtgattung ausstrahlenden leuchtenden Körpers, und zwar wird bei Annäherung die Farbe nach dem blauen Theil im Spektrum verschoben erscheinen, bei Entfernung mehr nach dem Roth. Denn die Anzahl der Schwingungen der Lichtwellen in der Zeiteinheit bedingt die Farbe, wie die Anzahl der Luftschwingungen die Höhe des Tones. Nun erzeugen aber die Fixsterne, wie die meisten leuchtenden Körper, nicht

einfarbiges Licht, sondern ein Licht, welches aus den verschiedenen Spektralfarben zusammengesetzt ist, ja auch noch Farbengattungen enthält, die dem menschlichen Auge nicht mehr sichtbar sind, das sogenannte Ultraroth und das Ultraviolett. Bei Bewegung eines solchen leuchtenden Körpers wird das Spektrum desselben im allgemeinen unverändert erscheinen, da die Farben nur nach dem Violett oder dem Roth zu verschoben werden und das Spektrum je bei Annäherung oder Entfernung der Lichtquelle durch Sichtbarwerden von Wellen des Ultraroths bezw. des Ultraviolett ergänzt wird. Läßt sich aber ein Lichtstrahl von ganz bestimmter Wellenlänge im Spektrum markiren, so muß er bei bewegter Lichtquelle an einer ganz anderen Stelle erscheinen als bei ruhender. Solche Markirte im Spektrum eines Gestirnes sind aber die Fraunhofer'schen Linien. Erzeugt man daher gleichzeitig mit dem Spektrum eines Sternes genau bekannte Linien vermittelt einer ruhenden Lichtquelle, beispielsweise die Wasserstofflinien, so werden bei einer Bewegung des Sternes in der Gesichtslinie die entsprechenden Linien des Spektrums gegen die künstliche Linie entweder nach Roth oder nach Violett verschoben erscheinen. Solche Verschiebungen, die außerordentlich gering sind, mit dem Auge direkt zu beobachten, gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Beobachtungskunst, und die bisher auf diese Weise gewonnenen Resultate sind mit wenigen Ausnahmen als sehr unklar zu bezeichnen. Ein großer Theil der Schwierigkeiten fällt aber fort, wenn man die Photographie zu Hilfe zieht. Nach der von Professor Vogel zum ersten Male angegebenen photographischen Methode haben die bisher von Dr. Scheiner erhaltenen Aufnahmen der Spectra heller Fixsterne zugleich mit den künstlichen Wasserstofflinien durchweg mit Sicherheit meßbare Verschiebungen ergeben. Es ist nach den hierbei gewonnenen Erfahrungen ein neuer Apparat konstruirt worden, und es sollen nun sämtliche Fixsterne bis zu 4ter Größe untersucht und in einem Kataloge vereinigt werden.

Hierzu mag noch bemerkt werden, daß die Spectra einen solchen Detailreichtum zeigen, daß sie sich gleichzeitig zu einer bisher noch nicht in dieser Weise ausgeführten Spezialuntersuchung eignen, welche Untersuchung von Dr. Scheiner in Angriff genommen werden wird.

Spektroskopische Beobachtungen von Protuberanzen konnten von Dr. Wilsing nur an 25 Tagen ausgeführt werden. Entsprechend der geringen Sonnenhöhe wurden nur wenige und nicht besonders bemerkenswerthe Objekte aufgefunden.

Die im Jahre 1889 von Dr. Müller und Dr. Kempf gemeinschaftlich in Angriff genommene photometrische Durchmusterung der nördlichen Hemisphäre wurde weitergeführt. Außer einer Anzahl von Messungstreihen zur Verbindung der Normalsterne unter einander sind etwa 1872 Sterne beobachtet worden. Die Gesamtanzahl der bis Ende 1887 gemessenen Sterne beträgt ungefähr 2500. Dr. Müller hat seine schon seit zehn Jahren regelmäßig ausgeführten photometrischen Beobachtungen der Planeten fortgesetzt, und zwar wurden sämtliche großen Planeten an verschiedenen Tagen gemessen. — Ferner hat Dr. Müller mehrere Messungstreihen zur Vergleichung des Sonnen- und Mondlichtes angestellt.

Die regelmäßig erfolgenden photographischen Sonnenaufnahmen, welche zum größten Theil durch Dr. Lohse geschahen, lieferten 122 Platten. Diese Platten bildeten in Verbindung mit direkten Beobachtungen von Prof. Spörer das Material zur Sonnenstatistik, welches wie früher von demselben bearbeitet wurde. Von den 208 Tagen, an welchen die Sonne beobachtet werden konnte, zeigten sich 28 pSt. als fleckenfrei. Arealmessungen und Abbildungen der Sonnenfleck wurden von Dr. Wilsing an 106 Platten ausgeführt. — Dr. Wilsing hat ferner eine früher von ihm angestellte Messungstreihe von Sonnenspektren zu einer Ableitung der Umdrehungszeit des Sonnenkörpers benützt und dabei ein Resultat erhalten, welches geeignet ist, eine Reihe der bei Flecken- und Gruppenbildungen auftretenden Erscheinungen in zwangloser Weise zu erklären.

Die Arbeiten im photographischen Laboratorium nahmen einen größeren Umfang an als in den Vorjahren und zwar infolge der Vorarbeiten für die Herstellung der großen photographischen Himmelskarte. Auf dem internationalen astronomischen Kongresse in Paris, an welchem von Seiten des Observatoriums Professor Vogel und Dr. Lohse Theil nahmen, wurde die Herstellung einer den ganzen Himmel umfassenden photographischen Sternkarte beschlossen. Die Regierung genehmigte die Vetheiligung des Potsdamer Instituts an dieser großartigen Arbeit und bewilligte die für die Herstellung eines großen Instrumentes und des nötigen Beobachtungstraumes erforderlichen Gelder. Prof. Vogel hatte auf dem Kongresse seine Bereitwilligkeit ausgedrückt, einen Theil der vor Beginn der definitiven Arbeit erforderlichen Vorarbeiten für das Astrophysikalische Observatorium zu übernehmen, und wurden dieselben auf seine Veranlassung von Dr. Scheiner ausgeführt. Es handelte sich hierbei zunächst um eine Untersuchung über den Einfluß verschiedener Expositionszeiten auf die Exalttheit photographischer Sternaufnahmen. Diese Untersuchung hat zu dem bemerkenswerthen Resultat geführt, daß innerhalb der Expositionszeiten von 1, 2 und 4 Minuten die Aufnahmen keinen Unterschied in Bezug auf Genauigkeit und Definition der Bilder zeigen, daß aber je nach der Helligkeit der Sterne die verhältnismäßige Zunahme des Durchmessers der Sternbildchen eine verschiedene ist. Dieser Umstand dürfte die Herstellung einer photographischen Größenkala sehr erschweren, und es ist eine umfangreichere Untersuchung über letzteren Punkt geplant. — Den zweiten Theil der Aufgabe, Herstellung seiner photographischen Gitter zur Ausmessung der Sonnenphotographien, hat Dr. Scheiner nach Ueberwindung nicht unbedeutender Schwierigkeiten gelöst. Der Zweck wurde in vollkommener Weise erreicht durch Einsetzen seiner Linien auf einem Silber-Glasspiegel. — Drittens waren Messungen anzustellen zur Ermittlung der Verziehnungen der photographischen Schicht bei Gelatineplatten durch den Einfluß der zum Hervorrufen und Fixiren erforderlichen Manipulationen. Die ziemlich umfangreichen Messungstreihen haben zu dem Resultat geführt, daß die Verziehnungen der Gelatineschicht gleich beim Hervorrufen entstehen und die nachfolgende Behandlung von nur verschwindendem Einfluß hierauf ist. Ueberhaupt sind die auftretenden Verziehnungen als zufällige zu betrachten.

Die aus den Untersuchungen über Schutzmäßigkeiten gegen strahlende Wärme gewonnenen Erfahrungen wurden auf den Pendelapparat angewendet, dessen sich Dr. Wilsing zur Bestimmung der Dichtigkeit der Erde bedient hatte. Nachdem noch einige Veränderungen und Verbesserungen an demselben angebracht worden waren, sah sich Dr. Wilsing veranlaßt, die Beobachtungen von neuem aufzunehmen. Dieselben sind bereits abgeschlossen, und das Resultat wird im nächsten Jahre veröffentlicht werden.

Zu erwähnen ist endlich noch eine Voruntersuchung von Dr. Wilsing in Betreff einer experimentellen Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit mittelst schwingender Stimmgabeln. Diese Voruntersuchungen sind in sehr befriedigender Weise ausgefallen, so daß die definitive Bestimmung im Laufe des nächsten Jahres erfolgen wird.

Die Beleuchtungsfrage spielt nicht nur in der Öffentlichkeit eine große Rolle, sondern auch in der Häuslichkeit, sei es der Familie oder des Junggefallens; zumal augenblicklich, wo die Tage so kurz sind, das man gezwungen ist, einen großen Theil des Abends bei Licht arbeiten zu müssen. Früher half man sich durch hinweg, indem man einen mächtigen Holzschiff in den Kaminherd warf und beim Schein dieser Flamme die primitiven Beschäftigungen ausführte, welche die damalige Zeit von dem Menschen verlangte. In demselben Maße jedoch, wie sich diese Anforderungen steigerten, mußte man auch darauf sinnen, die notwendige Beleuchtung herbeizuschaffen. Lampe und Licht entstanden somit; während man sich zuerst mit dem Flämmlein begnügte, welches der mit Fett getränkte Docht gewährte, versiel man später darauf, aus festem Wachs oder feinen Surrogaten Kerzen herzustellen. Sehr wesentlich war die Wahrnehmung, daß man dem flackernden Schein eine Umfriedigung von Glas Sicherheit gegen den Luftzug gewähren müsse. So entstand der Zylinder, welchem sich als hochbedeutender Fortschritt in der Beleuchtungsfrage die Glöde von Milchglas angeschlossen. Das arbeitende Auge des Menschen gewann auf diese Art allmählich das ruhige, gleichmäßig vertheilte Licht, dessen es, ohne bald zu ermüden oder gar zu erkranken, unter allen Umständen bedarf. Inzwischen wurde das Del, dessen Preis kaum noch von dem Unbemitteltesten abgeschwungen werden konnte, von dem wohlfeileren Petroleum abgelöst, das bald darauf im Gas einen sehr mächtigen Gegner finden sollte; der kleinen Vervollkommnungen gar nicht zu gedenken, welche das Beleuchtungswesen in Bezug auf Docht und Brenner, Zylinder und Glöde im Laufe der allzujüngsten Vergangenheit erfahren hat. Daß es die Aufgabe des elektrischen Lichtes sein wird, alle diese Vorgänger zu verdrängen, das ist eine Thatsache, die außer einem jeden Zweifel steht. Bis dahin aber werden wohl Del, Petroleum und Gas neben einander bestehen. Das letztere ist dem Auge am wenigsten zuträglich, die Flamme ist zu intensiv und die Hitze dörrt das Auge zu leicht aus. Dagegen liefert die Delampe ohne Zweifel das angenehmste Licht, zumal wenn das Auge leicht reizbar ist. Beim Petroleum, dessen Flamme im Allgemeinen jedes Auge zufrieden stellen dürfte, ist leider die Feuergefährlichkeit groß genug, um manches Unheil herbeizuführen. Sie wird auch bei aller Vorsicht, welche man walten läßt, nicht eher aus der Welt geschafft werden, bis das elektrische Licht im Haushalt dieselben Missionen erfüllt hat, wie augenblicklich in der Öffentlichkeit.

Der Winter hat vorgerückt seinen Einzug gehalten. Eine schneidende Kälte herrscht in den Frühstunden des geistigen Tages, und nicht nur kleinere Gewässer, sondern auch die ruhigeren Stellen der Seen der Umgegend Berlins waren mit einer leichten Eisdicke überzogen. In der Stadt zeigte das Thermometer um 7 Uhr Morgens 4 Grad unter Null. Auf einem großen Theil von Neubauten wurde infolge der Kälte die Arbeit eingestellt oder erst am Mittag wieder aufgenommen. Eine erhebliche Einwirkung hat die Kälte auf Holz- und Kohlenpreise, welche ganz enorm gestiegen sind. Das Polizeipräsidium hat bereits seine Organe für den Kampf gegen den Winter mobil gemacht. Es hat nämlich die Polizeireviere angewiesen, bei der Reinigung der Bürgersteige von Schnee und Eis, unter Beachtung der Bestimmungen des § 112 des Straßenpolizeireglements, darauf zu halten, daß der Schnee derart auf dem Fahrdamm angehäuft wird, daß die Einfuhröffnungen der Kanalisation und die Wasserstöckdeckel der Kanalisation stets frei bleiben. Ferner soll gemäß § 88 l. c. darauf geachtet werden, daß bei Wintergälte die Bürgersteige unmittelbar nach ihrer Reinigung von Schnee und Eis reichlich mit abstumpfendem Material bestreut werden. Bei längerer Zeit anhaltendem Schneefall soll die Reinigung in der Regel erst nach dem Aufhören des Schneewetteres verlangt werden; eine Ausnahme wird nur dann notwendig sein, wenn entweder durch den lagenden Schnee eine direkte Gefährdung der Passanten oder eine wesentliche Behinderung oder Erschwerung des Verkehrs verursacht wird. — Bei noch nicht ordnungsmäßig gepflegten und regulierten Bürgersteigen soll die Reinigung dieser Bürgersteige von den Adjunkten nur dann verlangt und event. exekutorisch ausgeführt werden, wenn aus verkehrspolizeilichen Gründen ein dringendes Bedürfnis zur Reinigung vorliegt.

Das Märkische Provinzial-Museum hat seinen 71. Bericht über die Geschenke und sonstigen Zuwendungen, durch welche es bereichert worden ist, veröffentlicht. Wir finden darin aufgeführt als Geschenke „zwei Berliner Antifemilien-Redactionen und ein Abzeichen des Vorstandesmitglied des konservativen Centralkomitees in Berlin.“ Es will uns, bemerkt hierzu die „Volkszeitg.“, doch etwas zweifelhaft erscheinen, ob ein von der Stadt Berlin ins Leben gerufenes und unterhaltenes Museum derartige Dinge sammeln und aufbewahren kann. Es mag häufig schwierig sein, Geschenke, auch wenn sie einen Werth für die Geschichte Berlins und der Mark nicht haben, zurückzuweisen, dennoch muß es als sehr wünschenswerth bezeichnet werden, daß eine gewisse Auswahl getroffen werde und das städtische Museum nicht zu einer Sammlung von allerlei Krimskräms herabsinke. Der „organische Inhalt eines Hühnermagens, bestehend aus Glas, Porzellanzerberben, Steinchen, Knöpfen und Münzen,“ den ein hiesiger Bürger geschenkt hat, und Preismedaillen, welche die Verwaltung der städtischen Rüstgüter bei Gartenbau-Ausstellungen erhalten hat, gehören nicht in das Märkische Provinzial-Museum. Auch die Fenster mit den Wappen der in der Stadt ansässigen oder einmal ansässig gewesen abhigen Familien bis auf die joden erst in den Abelsstand erbobenen und mit den Abzeichen der in Berlin bestehenden Innungen (Gastwirths-, Droguisten- und Rechtskonsulenten-Innungen eingeschlossen), um welche sich die Direktion des Museums bemüht hat und noch bemüht, würden wir in einem Museum, welches ersten Ranges dienen soll, nicht vermissen.

Ueber die Berliner Innungen entnehmen wir der „Stat. Korr.“ folgende Angaben: Die Zahl der Innungen betrug Ende 1886 42, mit 16 551 Mitgliedern, gegen 15 981 zu Ende 1885. Die stärkste Innung war die der Schuhmacher mit 2424 Mitgliedern, dann folgten die der Schneider mit 1422, der Hutmacher mit 1404 und der Weber mit 1203, wogegen die Innungen der Schweitzer nur 8 und die der Tischler nur 5 Mitglieder hatten. Sehr stark war im letzten Jahre die Vermehrung der Mitglieder bei der Gastwirthsinnung (von 188 auf 334). Die Bäcker, Barbierer, Friseur- und Wälder sind durch zwei Innungen vertreten. An Vermögen geben sämtliche Innungen 674 065 M. und zwei Grundstücke an; von dem Kapitalvermögen entfallen allein 419 000 M. auf die Tuchmacher und 184 000 M. auf die Schneider. Die Jahresbeiträge schwanken zwischen 1 M. und 24 M. (Schornsteinfeger). Die Gesamtausgaben für 1886 haben 95 230 M. betragen. Frachtschulen waren von 24 Innungen errichtet oder unterstüzt. Kranken-, Sterbe- und Unterstüzungskassen für die Meister hatten die meisten Innungen, Krankenlaffen für Gesellen dagegen besaßen nur 7. Eine Herberge hatten 40, einen Arbeitsnachweis 42 Innungen. Die Aufwendungen, welche die Innungen für diese Einrichtungen machten, waren meistens nur sehr gering.

Auf der Ausstellung für Unfallverhütung wird im nächsten Jahre auch die Sechsstufenkommission einen Glanzpunkt bilden. Die Admiralität und auch die großen Dampfgesellschaften zu Bremen und Hamburg haben, den „Berl. Politischen Anzeiger“ zufolge, umfangreiche Ausstellungskomplexe zur Anfertigung gebracht. Neben cartographischen und bildlichen Darstellungen werden eine Reihe interessanter Modelle von Schiffsdampfern, aber auch solche in natürlicher Größe, beispielsweise eine Dampfmaschine, ein Dampfboot mit Korkender, Rettungsbojen und Schwimmer, ein Ruder mit vollständiger Ausrüstung, eine neueingeführte Hebevorrichtung der Kriegsmarine mit der Fall- und Entzündungs-Einrichtung, ein Trockenmodell mit darin aufgestelltem Vollschiß („Frisla“), ein Modell der

„Frisla“ im Längendurchschnitt, ein Uferbootmodell, ein Modell des neuen Doppelschraubendampfers „Augusta Viktoria“, ein komplettes, zusammenklappbares Rettungsboot aus Segeltuch, eine Kanone für Signal- und Rettungswesen, vollständig mit Geschossen und Patronen, ein Bootmodell mit Brunns Patent mit Ausschäumen und Jumboverbringen von Booten vorgeführt werden. Der Ausstellungsorganisator hofft ferner einen vollständigen Brauereibetrieb vortführen zu können. In byzantinischer Hinsicht dürfte die Durchführung des Problems der Kühlung von Nahrungsmitteln: Fischen, Fleisch, Gemüse etc., vermittelt einer Eismaschine neuesten Systems die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich ziehen.

Der sechste Comet des Jahres 1888 ist am 31. Okt. Morgens, auf der Süd-Steinwarte des Mount Hamilton in Kalifornien entdeckt worden. Der Entdecker Barnard ist einer unserer bekanntesten „Cometenjäger“, die mit besonders lichtstarken Fernrohren, Cometen suchern, da: auf ausgehen, das Weltall nach solchen fahrenden Gestellen zu durchsuchen. Der neue Comet ist zunächst nur für stark bewaffnete Augen sichtbar. Er steht zur Zeit im Sternbilde der Wasserschlange, welche Position zunächst nur Beobachtungen in den Morgenstunden gestattet. Aber die Bewegung des Cometen ist nach Norden gerichtet, so daß voraussichtlich späterhin der Comet in Stellungen gerathen wird, in denen er zu besser gelegenen Stunden beobachtet werden kann. Ueber die Entwicklung seiner Helligkeitsverhältnisse kann Genaueres erst gesagt werden, wenn auf Grund weiterer Beobachtungen die notwendigen Rechnungen möglich geworden sind.

Verfehlt. Der Bahnhof „Friedrichsberg“ der Verbindungsbahn gehört weder zu den eleganten, noch zu den größeren Bahnhofen im allgemeinen, ist vielmehr einer jener unscheinbaren, man möchte fast sagen, harmlosen Vorortsbahnhöfe, die eben nur dem notwendigen Bedürfnisse Rechnung tragen, auf jegliche sonstige Vorzüge aber stillschweigend verzichten. Dennoch darf der Bahnhof „Friedrichsberg“ sich rühmen, zwei Wartesäle zu besitzen und war einen zweiten und einen dritten Klasse. Der erste unterscheidet sich vom letzteren durch den Luxus eines hingedeckelten Tisches und eisener Stühle, während die Ausstattung der „dritten“ in einigen Holzbänken besteht. Eine Restauration fehlt gänzlich. Wenn man es auch schon gelten lassen will, daß die Klasseneinteilung der Waggonen auch auf die Wartesäle übertragen wird, um der Reibeleistung an Fahrgehd Rechnung zu tragen, so muß doch immerhin eine Verordnung seltam berühren, welche sich auf dem Bahnhofe „Friedrichsberg“ am Zugange zum Wartesaal zweiter Klasse an in die Augen fallender Stelle angebracht sich findet und welche folgenden Wortlaut hat: „Das Betreten des Wartesaals zweiter Klasse ist nur den Passagier n mit Billets zweiter Klasse gestattet. Der Stationsvorstand.“ Auf den Berliner Bahnhofen finden sich auch verschiedenartige Wartesäle vor, doch hat man es hier nicht für erforderlich erachtet, auf dem Verordnungswege die verschiedenen Gesellschaftsklassen von einander zu trennen, es vielmehr dem natürlichen Gefühl derselben überlassen, sich nach „Rang und Stand“ zusammenzufinden. Auch wird das Betreten eines Wartesaals nicht von der vorherigen Lösung eines Fahrbillets abhängig gemacht. Anders in Friedrichsberg. Die Verfehltheit dieser Maßregel ist leicht ersichtlich, wenn man sich folgendes vergegenwärtigt: Bei ankommenden Zügen werden demellentlich vor dem Betreten des Innenraumes des Bahnhofes die Billets der Passagieren von dem betreffenden Beamten abgenommen. Den etwaigen Passagieren zweiter Klasse, welche dem Zuge entsiegen sind und durch irgend welche Verhältnisse veranlaßt, noch längere Zeit in dem Bahnhofgebäude verweilen müssen, entbehren des Vorzuges der Benutzung des Wartesaals zweiter Klasse, da dieser nur mit Billets betreten werden darf, müssen sich also trotz ihrer gezahlten 2. Klasse mit dem Wartesaal der 3. Klasse begnügen. Abentheuerlich liegen die Verhältnisse bei den abgehenden Zügen, indem, tren wir nicht, stets acht Minuten vor Abgang des Zuges erst der Billetsverkauf beginnt. Die Passagiere zweiter Klasse, welche vordem auf dem Bahnhofe eintreffen, müssen bis zur angegebenen Zeit wohl oder übel im Wartesaal dritter Klasse Aufenthalt und mit der dortigen „gemischten Gesellschaft“ vorlieb nehmen, und werden jedenfalls auch darauf verwiesen, auf wenige Minuten noch von ihrem „Privilegium“ Gebrauch zu machen. So ist der Wartesaal zweiter Klasse des Bahnhofes Friedrichsberg gleichsam ein verschlossenes Paradies, welches von keinem Menschen Fuß betreten wird. Die Umwandlung dieses Wartesaals in einen Wartesaal für Frauen würde sicher zweckmäßiger sein und auch empfehlenswerther. Ein separater Wartesaal für Frauen würde alleinstimmigen Verständnisse begegnen, was man von einem separaten Wartesaal zweiter Klasse gerade nicht behaupten kann.

Die „Gesellschaft vom blauen Kreuz“. Die F. ömmler und die G. pentur der Berlins trübten sich an allen Ecken zu einem Kampf gegen die Untugend, die Alkoholucht und die Prostitution. Seit Jahren wird das Lamento über das Brutnest der Vastir, Berlin, bei den Frommen der Provinz systematisch gepflegt, jetzt glauben die Herren die Zeit gekommen, in Berlin selbst reger agieren zu können. Viel fleißiger als sonst prominenten in den Dämmerungstunden die Abgesandten des christlichen Jünglingsvereins in der Friedrichstraße auf und ab und überfallen wehrlose Spaziergänger mit ihren Anknüpfungen und Einladungen, die: Tacabend des Herrn Stöder sollen zu förmlichen Volkerversammlungen erweitert werden und in diesen Tagen erst ist eine seltsame Gesellschaft gebildet worden, sie nennt sich „Die Gesellschaft vom blauen Kreuz“. Viel Glück werden die Blauen in Berlin nicht haben; mehr als in Paris vielleicht tötet hier der Ruch der Vastirlichkeit. Oberleutnant a. D. Knobelsdorff, Pastor Dietelkamp und dessen Genossen haben die Gesellschaft ins Leben gerufen und sie werden Mitglieder, „Begen den Strom von Alkohol“, der angeblich durch den vergifteten Leib Berlins zieht, richtet sich die Gesellschaft des blauen Kreuzes, also eine Berliner Temperenzler-schaar. Nicht Unter den Linden dürfte man die Folgen des Alkoholisimus studiren, an die Berispherle müßte man wandern, um seine schreckhaften Erscheinungen zu studiren. Als ob ein wesentlicher Unterschied bestände zwischen dem Gardeleutnant, der süßen Weines voll Dressel's feines Restaurant verläßt, oder dem Strömträger, der Sonnabend Abend einmal des Guten zu viel getrunken.

Wenn in München Bornehm und Gering auf denselben Bank sitzen, aus Coismus, weil dort das Bier am besten schmeckt, wo die Fässer am schnellsten leer werden, können wir nicht das Gleiche aus Bie-e zu unserem Nächsten thun?“ so heißt es im Aufruf der Berliner Temperenzler. Eine seltsame Logik athmet dieser Satz. Es soll darin ausgesprochen sein, daß Bornehm und Gering sich zur Bekämpfung der Alkoholucht in Berlin verbinden sollen. Sonst sind die vornehmen Herren nicht so rasch bei der Hand, sich mit den Geringen zu verbinden. Ich soh, schreibt der Korrespondent der „Frankf. Bz.“, am letzten Sonntag Abend in einem edlen Brau. Neben mir saßen „drei vornehme Herren vom Lande“, die sich über das Wachsthum der Berliner Biergelüste und darüber, daß die Bierhäuser voll seien, höchlichst entzünden. Da sitzen die Kleinbürger von Berlin, so leß sich der Hauptredner vernehmen, beschneipen sich alle Tage im theuren, echten Bier, und jammern dann über die schlechte Geschäfts-lage. Wenn aber ein Gutbürger einmal in heiliger Zeit sich und der Gesellschaft eine Flasche Selt leistet, das Gezeier solltet ihr von den Berlinern hören.“ Nur vergessen die Herren, daß auch in Berlin nicht alle Tage Sonntag ist und daß die Zunahme der Bierpaläste vorwiegend auf einen Theil der Friedrichstadt mit ihrem starken Fremdenverkehr fällt. Thut nichts, der Berliner ist ein Trunkebold. Diese generelle, aberne Verleumdung wird immer wieder aufs neue aufgeschicht. Ich gehöre sicher nicht zu denen, die alle Lebenserscheinungen Berlins unter rothem Lichte betrachten, aber die Lage von der Alkoholuchtigung Berlins ärgert mich stets aufs neue. Der Berliner ist im

Durchschnitt energisch im Arbeitsleben, also auch energisch Genüßleben. Der Neapolitaner mag leicht im S. 16 Stunden bei einer Schale mit Fruchtis vor sich hinträumen, Aims und Arbeitsgenüßlichkeit zeigen den Berliner in seinen Schulstunden zu kräftigeren Genüßmitteln.

Es ist wahr, der Bierkonsum Berlins wuchs in den letzten Jahren stark, er reicht aber, auf den Kopf gerechnet, noch nicht über die Grenzen mäßigen Genüßs hinaus. Volltrunkenheit auf den Straßen gehört in Berlin zu den größten Selbheiten, selbst in den Vororten Wiens sieht man viel häufiger schwankende Gestalten aus den „Gießhütten“, wie man die Branntweinschenken nennt, wandern, als an der Berispherle Berlins, von Paris und London ganz zu geschweigen. Jahre 1883 wurden nach dem Ausweis der Polizeiberichte 32 115 auf der Straße ausgegriffenen Personen nur 93, im Jahre 1884 nur 91 Personen wegen Volltrunkenheit in polizeiliche Gewahrsam gebracht. Man vergleiche diese Ziffern mit den anderen Großstädte! In den letzten Jahren haben in Berlin auch die Verhaftungen wegen Volltrunkenheit zugenommen, nicht in dem erschreckenden Maße, um Gensener zu werden. Die vom „blauen Kreuz“ aber werden mit ihren Einsparungen predigten den Berlinern sicher nicht imponiren. Die Großtrunkenheit Berlins ist heute genüßreicher geworden in jeglicher Hinsicht und in einzelnen Kreisen mag man auch über die Straßenhäuser, aber für die Heilkränkelte Hülfsarmee oder blaues Kreuz genannt, ist hier kein fruchtbarer Boden. Ein gesundes Volk und der Spul wird verschwinden.

Das Leben der Europäer im Innern Afrikas gewinnt für uns nicht bloß immer mehr an Interesse, die es fängt an, leider ihre praktische Wichtigkeit zu haben. Wir folgen darum gewiß gern, wenn wir sie zu einem im Innern von Afrika mitnehmen. Der berühmte reisende Paul Reichard, der einzige Ueberlebende der wissenschaftlichen Expedition der deutschen afrikanischen Expedition, gait lange als verschollen, weil er über fünf Jahre abgesehen von der Verbindung mit Europa im Innern des schwarzen Kontinents lebte. Eden weil man sich bei uns eine Vorstellung machen kann, wie ein Europäer das aussehende im Stande ist, wird ein fesselnder Reichard'scher Aufsatz „Deutsches Wochenblatt“, betitelt: „Was wir in Afrika haben“, das lebhafteste Interesse erregt. Indem wir die merkwürdigste unserer Leser auf den Aufsatz selbst hinführen, wir die Beschreibung eines Diners geben, zu welchem Reichard den Leser einladet. Er schreibt:

„... Doch sieht man, was uns Afrika bei einem besonders üppigen Mahle zu spenden vermag. Ich la'e heute bei mir zu Tisch. Im Schatten einer mächtigen Eiche ist noch ein Sonnendach aus Lohb und Stroh errichtet. Der zusammengepackte Tisch ist zu Ehren des Gastes mit dem ganz neuen Stück Baumwollentofes belegt und mit dem elegantesten Tischgeschirr bedeckt. Wir sitzen in unseren hohen Stühlen und halten behäuflich die Füße auf einen Feldstein streckt. Hinter uns das Jelt zum Salafen, das Waarenlager die Kelle der Hauptleute. Rings in weitem Kreis haben die Träger und Küeger keine Strohhütten gebaut; alle stehen hohe Geschäfte und fröhliches Treiben. Vor allen Dingen kleiner Holzrost, auf welchem das Fleisch der gestern erlegten zwei Büffel röstet. Ueberall kräuseln leichte Wolken empor, über uns spannt sich ein blauer Himmel, aber nicht blauer wie der unsere im Sommer.

Vor uns eine weite, baumlose Ebene, die wir ganz sehen können, denn das Lager ist etwas erhöht aufgeschlagen. Hier und da erblicken wir den Kopf einer Antilope. Das Wasser schöpfen die Weider am Rande der Ebene in weiten Lache, die aber von Rauquadden und Wassernimmern, so daß diese erst herausgeschickt werden müssen, ganz kleinen trinken wir ruhig mit.

Stillsch hantelt Almoh und ruft p'öylich mit lärmender Stimme: Watato, pa akuni chakula (Kunde, trage die Essen auf), Madrusi, der eitle Uganda, Apanja, der intelligente Junge von der Küste, und Sadi, der Wirt von einem menschenfressenden Stamm; er hat selbst schon Menschenfleisch genossen und erzählt grinfend, daß es ganz gut schmeckt. Die drei eilen in tadellos weiß gewaschenen Dornen- und Kopfröcken zur Küche und bezwingen nachher heroischen, welche Geschicklichkeit sie erst erlangt nachdem manche Obrisge er-Allen. Sie werden erkaunt sein über den Menu und mache ich Sie noch besonders darauf aufmerksam, daß mit Ausnahme einiger Gewürze nichts aus Europa stammt, selbst das Salz nicht. Ferner aber auch, daß es schwer hält, die für den Europäer notwendigen Nahrungsmittel aufzutreiben.

Zunächst Suppe: eine sehr kräftige Fleischbrühe mit

löhren und delikatem Pfeffermais.

Dann gebratene Büffelkalb mit Gurkensalat. Sie finden Sie, daß das D. einen etwas eierdümmlichen Charakter hat, aber es ist frisches Gedächtniß, das sie in Europa allverceidit mehr wie einmal genossen haben.

Büffelkalb, ausgezeichnet saftig, aber gut durchgebraten, denn das Fleisch englisch zu genießen dürfte sich nicht empfehlen, da man zu leicht Parasiten bekommt. Da wir gerade w.ill ich nicht weiter darauf eingehen.

Ich bemerke, daß Sie ungern in erstaunt über all' das und sich umsehen, ob sie wirklich in Afrika sind, besonders Ihnen Madrusi soeben frischen Spinat mit S geieren vorsetzen. Der Spinat ist zwar kein Spinat, wie Sie glauben, aber Sie können, aber es sind frische Gurkenblätter, wundert mich eigentlich, daß man sie bei uns nicht erbeutet genießt.

Die kleinen, herrlichen Bratartoffeln erregen Ihre Aufmerksamkeit. Da Sie aber gerade eine zerkleinert haben, können einige harte Fasern darin sehen und so erkennen, daß es ein anderes Knollengewächs wie das vermutete ist. Sie können sich nicht helfen, sondern müssen die Augen schließen. Njumbu, den lateinischen Namen kann ich Ihnen leider nicht mittheilen. Diese fingerdicken Wurzeln müssen 2-3 Mal stets frischem Wasser gewaschen werden, da sie einen unangenehmen Trepentengeschmack haben, der aber, wie Sie sehen, ganz verschwinden ist.

Das Getränk finden Sie auch ausgezeichnet mit kleinen angenhm süßsäuerlichen Geschmack und dem prächtigen überaus Rossee. Daß es trübe ist, müssen Sie allerdings übersehen unter Zusatz von einer Hand voll rothen Sorghum. Ich setze die Nähe des Feuers gestellt hat.

Als dritten Gang erlaube ich mir Ihnen ein junges, schön gebatrenes Hühnchen vorzuführen. Sie nehmen es in Feldhuhn, es sind F. ankoline mit ausgezeichnetem Geschmack. Mit Salat kann ich leider nicht dienen, aber süß-Raismunden ansgereicht dazu und das Tamarindenkompot ist nicht zu verachten.

Als süße Süßel: Omelette gefüllt mit Bananenmehl, jedoch ohne Schme, da merkwürdiger Weise das Bananenmehl afrikanischen Hühnerreier zu schlagen unmöglich ist. Salus kleine selbstgemachte Käse, welche Sie, wie bemerke, auch nicht verachten, und Rasse und eine Jambon welche auch aus Afrika kommt, jedoch egyptischem Ursprungs stammt.

Ein heilbarer Omnibus der Neuen Berliner Eisenbahn- und Badarahn-Gesellschaft läuft jetzt prodenesse auf der Spittelmarkt-Neustädterplatz. Der Organismus, von dem die hüßige Mütter, befinden sich unterhalb des Raftens, von dem die eiserne Köpzen die warme Luft weiter verordern, den Dampf der Seite durchbrechen und dann in ein Behältniß münden, das die Betron hinuntergeschoben wird, um nach Möglichkeit die Hitze des Schornsteins und der Betron Passagiere zu vermindern und m. n. Hoffentlich bezaht sich der Versuch, so daß die Fahrgesellschaften auch mit der Wagenheizung vorgehen.

In der...
Hamburg...
die geliebten...
immer in Berlin...
haben, welche...
haben könnten...
Gemeinschaft...
Hörbares...
Worte ebenso...
wollen. Von...
nicht geübt...
Was die...
Worte anlang...
nicht eingeben...
Zeit in Anspr...
daß in Frage...
kommen sein...
zu möre die...
föhren, als...
Berliner Vor...
Sache Hand i...
gewählte Kom...
der Danststadt...
abgerichte Bel...
hörde infalle...
Personen i...
Behörden er...
Wohlfahrt fer...
kemen Worte...
Anstalt ist jet...
Diebstähle hat...
dara verbaute...
blühenden Beam...
Genosse Stra...
Die G. m. w. g...
drillen Rechten...
Schiedsrichter...
Hilfungen mit...
Wählung getho...
Weiter w...
mann hat in...
hinfok statt...
der Bedrecker...
Berthigung wo...
mer, die Str...
Erdmank. I...
Diana in ei...
geföhrt. Bru...
und nun sur...
Werte auf d...
stehend war...
entbehrlichen...
brann, als er...
einen Revolver...
Wald und ein...
Bertrauen, wo...
gare Kente ge...
Belohnung gef...
nicht gef...
um geringem...
Brann und...
berthaltete mit...
wache die selb...
in Tische...
Kamb. Nach...
wird, in Dan...
wachte Willm...
wender bei der...
fellschaft hat...
Gauße den...
den Dieben o...
Hellen werde...
Aus dem...
ihren Schwager...
einen Turnier...
hilt, heilheilig...
Sallo, v. S...
hald betragen...
den Turnier...
am gze...
zweize werd...
den Invisen...
man um d...
Sonderliches T...
die das Schod...
Wit we...
über Aium: in...
eine Zeit ab...
Wahm. W...
für die Geb...
die Polize...
eigenlichen An...
Ernungen au...
den nach wie...
wesentlich...
manen begw...
Hellen.

energi...
Klima...
Abolung...
den letz...
noch...
vollst...
Hien...
wie...
die man...
der Be...
weigen...
berichte...
nur 98...
in poli...
mit dem...
in Be...
er zu...
Entsch...
er Be...
blau...
des...
ru...
effe...
haben...
einem...
hüte...
der...
Fiber...
bei...
aus...
Auf...
wie...
sen...
et ein...
la...
higen...
strob...
mit dem...
urieren...
Feld...
baaren...
eis...
allen...
Hüten...
stern...
leichte...
Himm...
wir gan...
auf...
D...
ene in...
Woff...
n...
mit...
er, tra...
ja...
schon...
ganz...
den...
en...
nach...
sein...
auf...
das...
Rabru...
ibe mit...
lat...
chen...
ropa...
durch...
nicht...
gerade...
er all...
beson...
lern...
ben...
blät...
nicht...
Iber...
n, dop...
fi...
2-3...
unang...
nen, g...
mit...
and...
ings...
gehen...
um...
in...
ein...
nehmen...
dem...
kom...
Ban...
Das...
ich...
Si...
eine...
dem...
liver...
e auf...
n, so...
den...
Mö...
g...
g...
g...

In der Postdiebstahl-Angelegenheit wird polizeilich mit Bestimmtheit angenommen, daß der gestern in Hamburg verhaftete Arbeiter Brunn vor der Untersuchungsbefehle den Ort angeben wird, an welchem er hier in Berlin die gestohlenen Säpfe verborgen hat. Von Seiten der englischen Versicherungsgesellschaft, deren Hamburger Vertreter noch immer in Berlin weilt, scheint man dagegen ernstlich zu befürchten, daß die beiden Arrestanten noch Hintermänner gehabt haben, welche inamischen den Raub ins Ausland verschleppt haben könnten. Dort, namentlich in London und Paris, existieren Gesellschaften, welche mit Hilfe eines skandinavischen organisierten Apparates solche von der Polizei unter Quarantäne gestellten Raube ebenso schnell wie zuverlässig an den Mann zu bringen wissen. Von der Polizei wird diese Befürchtung einstweilen nicht geteilt.

Was die Möglichkeit der Amortisation der gestohlenen Raube anlangt, so scheint darauf die geschädigte Gesellschaft nicht eingehen zu wollen, weil eine solche Maßregel sehr viel Zeit in Anspruch nimmt, während die Gesellschaft inzwischen in Frage kommende Kapital natürlich in keiner Weise auszunutzen vermag. Würde es sich um deutsche Raube handeln, so wäre die Amortisation viel leichter und schneller durchzuführen, als bei ausländischen Raub. Das Hamburger und Berliner Polyzipräsidium haben bei den Ermittlungen in dieser Sache Hand in Hand gearbeitet; der von der hiesigen Behörde ernannte Kommissar Bismann hat sich bereits wiederholt nach der Hansestadt begeben. Nichtsdestoweniger dürfte die zuerst angelegte Belohnung von 500 Mark der Hamburger Polyzipräsidium anfallen, da diese, abgesehen von der wäldta durch eine Privatperson im Kanal gefundenen Postbeutel, bis jetzt das Wesentliche ermittelt hat. Der Vertreter der Versicherungsgesellschaft setzt alle Hebel in Bewegung, um die verschwundenen Raube wieder zur Stelle zu schaffen. Das betreffende Präsidium ist seit Jahresfrist schon dreimal durch solche solofalen Diebstähle hart in Anspruch genommen worden. Der in Hamburg verhaftete Arbeiter Brunn dürfte heute oder morgen von hiesigen Beamten nach Alt Moabit überführt werden, wo sein Gewehr Schütter bereits seit einigen Tagen sich befindet. Die Hamburger Blätter fahren fort, sich mit einem angeblich, dritten Verhafteten Feilische Kruse zu beschäftigen, der sich in Schröder's Gesellschaft befunden hat. In den amtlichen Mitteilungen wird indessen dieses Dritten in keiner Weise Erwähnung getan.

Weiter wird gemeldet: Die Exarierung des Postdiebes Brunn hat in Hamburg gestern früh 6 Uhr auf dem Venloer Bahnhof stattgefunden. Wie vorausgesetzt wurde, hatte sich der Verbrecher seinen Bart vollständig abnehmen lassen. Die Verhaftung wurde bewirkt durch den Polizei-Inspektor Brockmeyer, die Sergeanten Hansen und Bruns und den Offizianten Gumbank. Unter aufmerksamer Bewachung wurde dann Brunn in eine Drofsale des Untersuchungsgefängnis zugeführt. Brunn war vor 3 Tagen nach Berlin gereist und nun zurückgekehrt, um einen Koffer, den er bei seiner Abreise auf dem Bahnhof zurückgelassen, abzuholen. Dieser Koffer war der Polizei bekannt geworden, worauf sie die entsprechenden Vorkehrungen traf. In seinem Besitz hatte Brunn, als er erwischt wurde, einen kleinen braunen Koffer und einen Revolver. In dem Koffer befanden sich 500 R. bares Geld und einige Kupons von nicht sehr hohem Wert. Auf Brunn, wo er mit der halben Million italienischer Brozenrente geblieben ist, aus deren Verbeischaftung 10 000 R. Belohnung gesetzt worden sind, gab er an, diese Werte überlassen nicht besitzen zu haben. In Berlin habe er einige Kupons von geringem Werte umgelegt. Nach Aussage der Logiswirthin von Brunn und des Schütter war Brunn auch im Besitz einer wertvollen mit Stahlbügel. Man nimmt an, daß sich in dieser Raube die fehlenden Wertpapiere befinden; über den Verbleib dieser Raube macht Brunn ungläubige Angaben. Nach den Angaben „Nacht“ würde Brunn, der als Brauergeselle bezeichnet wird, in Hamburg schon vielfach bestraft worden. — Die gewöhnliche Million Franks italienischer Rente war von dem Abnehmer bei der Marine Insurance Company versichert. Die Gesellschaft hat in bereitwilligster Weise dem versicherten Bankhause den gesamten Betrag unverzüglich ausbezahlt. Die beiden Dieben vorgeschunden, aus dieser Sendung erheblichen Effekten werden natürlich der Gesellschaft überantwortet werden.

Am dem Spachleben. Die Winterturniere der Berliner Schachgesellschaft haben am 2. d. M. begonnen. Am ersten Turnier, wo es sich um die Meisterschaft in Berlin handelte, theilnahmen sich 10 Spieler, unter anderen: Ranzletrath Schallap, v. Schre, Caro, Hülsen. Bei einem Einzug von 5 Mark bringen die Vereinspreise 80, 60, 50 und 40 R. Das zweite Turnier geht Preise von 20-40 R., das dritte 15-20 R., am zweiten theilnahmen sich 6, am dritten 4 Spieler. Die Spieler werden an drei Vereinsabenden ausgespielt, an die ersten knüpfen sich noch ein Wettkampf zwischen den Turnierspielern um die v. d. Lasa-Preise, 100 und 50 R., und ein drittes Turnier mit 5 abgegebenen Größnungszügen. Diese Turniere tragen ganz wesentlich zur Belebung des Interesses für das Schachspiel bei und werden regelmäßig eine bedeutende Zahl von Zuschauern und Liebhabern anziehen.

Wir wiederholen unsere Warnung. Miethsoerträge über Räume in neu erbauten oder umgebauten Häusern für eine Zeit abzuschließen, zu welcher die von der Feststellung des Miethsoertrages ablaufende Zeit von sechs Monaten bis die Gebrauchs-Abnahmeprüfung noch nicht verstrichen ist, die Polizeibehörde vor Ablauf dieser Zeit das Bezahlen der Miethsummen nicht dulden und nach den gesetzlichen Bestimmungen auch nicht dulden können. Die Polizeibehörde werden nach wie vor auf Anfragen aus dem Publikum über den vorläufigen Termin der Bezahlfähigkeit von Wohnungen in neu erbauten bzw. umgebauten Häusern bereitwillig Auskunft ertheilen.

Vergiftet hat sich gestern Nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr auf dem Nicolaikirchhof ein unbekannter ca. 70 Jahre alter Mann. Derselbe hatte sich schon einige Stunden auf dem Kirchhofe aufgehalten und durch sein auffälliges Benehmen die Aufmerksamkeit der Kirchhofarbeiter erregt. Er nahm plötzlich einen Beutel aus der Tasche, zog ein Fläschchen aus der Tasche und trank daraus, nach ehe ihn die Herzuwählenden daran zu hindern vermochten. Der Tod trat nach einigen Minuten ein. Die von dem Selbstmord benachrichtigte Polizei bewirkte die Überführung der Leiche nach der Obduktionshalle. Bis jetzt hat die Person des Selbstmörders noch nicht rekonnostrirt werden können.

Polizeibericht. Am 6. d. M. Morgens wurde vor dem Reichs-Rothentempelstr. 6-7 eine Frau von einem Pferde, welches einen vorüberfahrenden Omnibus zur Seite geschleudert wurde, betarrig auf den Fuß getreten, daß sie eine Spaltung der 62 Jahre alte Arbeiter Diemer vor dem Hause Ritterstr. 2 vor einem Omnibus überfahren und erlitt außer Quetschungen der Hüfte einen Bruch des linken Unterarms, so daß er noch im Krankenhaus Bethanien gebracht werden mußte. — Um dieselbe Zeit stürzte der Arbeiter Mildebrath auf dem Pavloplatz nach dem Bruch von einem Hängegerüst etwa 12 Meter hoch wurde, brach das Gerüst und verfiel sofort. — Zu derselben Zeit stürzte auf dem Boden des Hauses Thiergartenstr. 3A in einem Keller die Leiche eines neugeborenen Kindes gefunden, als welche die Leiche in demselben Hause im Dienst stehende unverheiratete Schmieberg ermittelt wurde. Die Leiche wurde beauftragt der Leichenschaubehörde gebracht. — Am Sonntagmorgen fiel auf dem Neubau Chausseest. 1 beim Abräumen des Kommanden 12 Jahre alten Knaben, so daß dieser einen Bruch des linken Unterarmes erlitt. Er wurde nach der Spital gebracht. — Abends stürzte an der Ecke der Alexander- und Oranienstraße der einen Handwagen ziehende Ar-

beiter Peple beim Ausweichen vor einem ihm entgegenkommenden Pferdehandwagen zu Boden und brach die rechte Kniescheibe, so daß er nach dem Kranenbause Bethanien gebracht werden mußte. — Um dieselbe Zeit wurde vor dem Hause Linienstr. 30 ein 9 Jahre alter Knabe von einer Drofsale überfahren und erlitt ansehend bedeutende Verletzungen. — Am 6. d. M. Morgens brannte auf dem Grundstück Kasanen, Allee 28 das Fabrikgebäude bis auf das Erdgeschos oblig aus. — Nachmittags entstand in der Konditorei, Wirtshaus von Naue im Seitengebäude des Grundstückes Straßburgerstr. 18 Feuer, durch welches ein großer Theil der Einrichtung zerstört wurde.

Veranigungs-Chronik.

Fraulein Martha Baumgart, die Heroine der Casseler Hofbühne, ist für das „Berliner Theater“ engagirt worden. Die Künstlerin wird in der nächsten Zeit zur Vorfeier von Schiller's Geburtstag angefahren „D. metrisus“ Vorstellung als „Marfa“ zum ersten Male vor das hiesige Publikum treten.

Frau Hedwig Niemann ist von ihrem glänzenden Gastspielauszuge in Frankfurt a. M. wieder hierher zurückgekehrt und nimmt bereits täglich im „Berliner Theater“ an den P. oben zu Richard Vogl's „Coa“ Theil. Frau Niemann wird die Titelrolle spielen und die Premiere ungefähr gegen Ende dieses Monats stattfinden. Gleichzeitig sind die Vorbereitungen zu Shakespeare's „Julius Cäsar“ in vollem Gange, welches Werk demnächst im „Berliner Theater“ in Szene gehen wird.

Theater.

Berliner Theater. Friedrich Haase gab gestern wieder eine seiner beliebtesten Rollen, den „Königsleutnant“. Wenn wir von dem inhaltlich unbedeutenden Inhalt des Stückes absehen, so ist die leitende Rolle desselben doch immerhin eine Leistung, an welcher die bedeutendsten Künstler bisher mit Vorliebe ihre Kräfte versucht haben. Wir haben den „Königsleutnant“ von anderen Schauspielern, weltberühmten Tragöden, markiger und kraftvoller aufführen sehen; bei Friedrich Haase trat das Träumerische, Melancholische bedeutend stärker hervor als bei denjenigen Szenen, in denen der „Königsleutnant“ als gebietender, kriegsführender General und Stellvertreter des Königs von Frankreich auftritt.

Es liegt zu viel Ränke, zu viel Abtönnung und Klugelei in dem Spiel Haases, als daß es anders als auf die Thronen drängen empfindlicher Demin wirken könnte. Dennoch aber stand es himmelhoch über dem Spiel der anderen mitwirkenden Künstler. Fraulein Dilon brachte für die Hofentrolle des jungen Wolfgang Göthe so ziemlich alles mit, was dieselbe an quell-silberner Jungschaftigkeit braucht, nur von dem Genius, den der Dichter dem jugendlichen Dichter einflößt, hat sie auch keinen Funken. Ebdies war die Rolle der Mutter Göthe's keineswegs in geeigneten Händen. Dagegen war Fraulein Thekla Klinghammer als „frankfurt'sch“ redendes Dienstmädchen bezaubernd.

Das Haus war überlaufen. Im Volks-theater erlief das von Charlotte Birch-Blieffer aus Auerbach's „Frau Professorin“ frei zusammengestellte „Dorf und Stadt“ eine dem Stück und vielleicht auch dem Publikum unverhoffte Wiederbelebung. Der Mangel an guten modernen Stücken ist so groß, daß man gezwungen ist, die alten schlechten immer wieder hervorzuziehen. Uebrigens kann man die Schöpfung der alten Dame nur von ästhetisch-literarischem Standpunkt als schlecht bezeichnen: die Handlung ist zusammenhanglos, die Motive sind zerstückelt, der Dialog ist unnatürlich und sentimental, und — der letzte Vorwurf trifft den guten Auerbach — das Ganze ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, und was noch schlimmer ist, vollständig unglücklich. Aber Frau Charlotte beherrscht in einem solchen Maße die kleinen Mischen und die großen Effekte, sie kennt so genau ihr Publikum, daß sie trotz aller dieser Mängel doch ein Stück geschaffen hat, das auf der Bühne eine Wirkung hervorbringt, wie brave Dichter nicht erreichen können. Das Publikum gab nach den einzelnen Akten und Szenen und sogar nach einigen Abgängen seinen entschiedensten Beifall zu erkennen; zu diesem Beifall trug allerdings die sehr gute Darstellung einen großen Theil bei; mit Ausnahme des Herrn Kühn als Stephan Reichensmeyer, der durch sein steifes Spiel etwas abfiel von den vorzüglichen Leistungen der übrigen, ist hier nur zu loben und anzuerkennen. Sehr gutes boten namentlich Herr Ludwig Welsch als Lindenwirth, Fraulein Emilie Aldner als Lotte und Fraulein Luise Borna als Bärbele.

Gerichts-Zeitung.

Kann an einer Quittung eine Unterschlagung begangen werden? Mit Lösung dieser und gleichzeitig einer zweiten Frage, ob in der bloßen Rückherausgabe ein Akt der Zuweisung gefunden werden muß, war gestern die dritte Strafkammer Berliner Landgerichts I betraut. Vor derselben hatte sich der Rückhändler Scheurell auf eine Anklage wegen Unterschlagung zu verantworten. Derselbe hatte von einem Gänsehändler eine große Anzahl Gänse gekauft und war nach einer arbeitslosen Anzahlung 210 Mark schuldig geblieben. Da ein Theil der Gänse nicht den begebenen Erwartungen entsprochen hatte, nahm er sich vor, dem Lieferanten einen Abzug von 10 Mark zu machen. Am 29. Juni er präsentirte ihm der Rufscher desselben im Markthaller-Restaurant, in welchem er sich mit mehreren Rückhändlern an welchem er sich befand, die fragliche Quittung, die der Angeklagte zu sich steckte. Die auf den Tisch ausgelegten 200 R. refusierte aber der Rufscher, da er sich einen Abzug nicht gefallen lassen dürfte. Nach Belundung des letzteren hat sich nun der Angeklagte geweigert, die erhaltene Quittung wieder herauszugeben, und ist ihm deshalb zur Last gelegt, dieselbe unterschlagen zu haben. Sein Vertheidiger Rechtsanwalt Dr. Platau macht zunächst geltend, daß die vorliegende Quittung ein wechselfähiges Stück Papier war, an der eine Unterschlagung nicht begangen werden könne, denn es waren zahlreiche Kopien vorhanden, daß die Zahlung nicht angenommen worden ist. Alsdann führte er aus, daß sein Klient mit der Empfangnahme der Quittung das Eigentum daran erworben hat und nur rechtlich zur Rückgabe gehalten werden konnte. Endlich liege aber in der bloßen Nichtherausgabe kein Aneignungsakt. Er beantragte deshalb Freisprechung des Angeklagten, auf welche der Gerichtshof unter Adoption der letzten Ausführungen erlachte.

Unsere elenden Zustände traten gestern in einer Verhandlung vor der 87. Abtheilung des Schöffengerichts recht grell in die Erscheinung. Der Unterschlagung angeklagt mußte der Schuhmacher Bojowsky auf der Anklagebank Platz nehmen. Er hatte von dem Schuhwaaren-Fabrikanten Löwy das Leder zu zwei Paar Stiefeln erhalten, die er zu Hause anfertigen sollte. Der Angeklagte versetzte jedoch das Leder und verbrauchte das Geld zur Erhaltung seiner Familie. Zu seiner Entschuldigung führte er an, daß er für das Anfertigen von einem Paar doppelsehiger Stiefeln nur 1 M. 65 Pf. erhalten habe und von diesem jämmerlichen Lohn noch Ausgaben für diverse Zuthaten machen mußte. Die bittere Noth habe ihn mithin zu dem Vergehen gezwungen. Der Gerichtshof bewilligte dem Angeklagten mildernde Umstände und setzte die beantragte Strafe von einer Woche auf 3 Tage Gefängnis herab.

Wegen Freiheitsberaubung hatte sich gestern der „Arbeiter“ Splittgerber vor der 3. Strafkammer des Landgerichts I zu verantworten. Am Abend des 6. Februar trat der Angeklagte an den Wächter Scheurell heran und ersuchte denselben, den Schlächter Hammel nach der Wache zu führen. Der Hammel würde von der Polizei wegen diverser Vergehen gesucht und der Kriminalkommissar Lazar habe ihm den Auftrag ertheilt, und der Anklagte verhaftet zu lassen. Der Wächter kam der

Aufforderung auch nach und brachte den Hammel, der sich in der Nähe befand, zur Wache. Frau Hammel, die bei ihrem Mann war, erklärte: „Wo mein Mann bleibt, bleibe ich auch“, und folgte nach dem Polizei-Revier. Dort angekommen, gab der Angeklagte auch dem amtierenden Polizeileutnant Vogel die gleiche Erklärung ab, obgleich der genannte Beamte ihn ganz besonders darauf aufmerksam machte, daß er sich einer schweren Strafe aussetze, wenn die Behauptung unrichtig sein sollte. Hammel und dessen Frau blieben während der Nacht auf der Wache bleiben, weil sie nirgends gemeldet waren. Am nächsten Morgen stellte sich heraus, daß Splittgerber geschwindelt hatte, und Hammel wurde natürlich sofort entlassen. — Der Angeklagte giebt zu, damals geschwindelt zu haben, weil er den Kriminalkommissar Lazar als seinen Austragneber nannte. Dieser habe ihm allerdings keinen Auftrag ertheilt, wohl aber die Frau Hammel, welche zu ihm gesagt habe, ihr Mann werde wegen eines Butterdiebstahls gesucht, er möge ihn doch verhaften lassen. Frau Hammel sei nämlich zu ihm gekommen, um den Aufenthalt ihres Mannes zu erfahren. Nun sei ihm aber gerade damals seine Frau durchgegangen, und als er dies erachtete, habe Frau Hammel erwidert: „Dann wird sie wohl bei meinem Mann sein.“ Darauf habe er sich mit Frau Hammel auf die Suche nach dem Herrn Hammel begeben, aber erfolglos. Schließlich wären sie nach der Polizei gegangen, um diese zur Suche zu veranlassen, aber die Polizei habe das rundweg abgelehnt, weil gegen den Hammel nichts vorliege. Nach Verlauf von einigen Tagen sei Frau Hammel dann wieder zu ihm gekommen und habe ihm die Mittheilung von dem Butterdiebstahl gemacht. — Polizeileutnant Vogel erklärt, der Angeklagte habe zu ihm damals davon gesprochen, daß Hammel wegen Kuppelerei gesucht werde. — Der Staatsanwalt beantragte 6 Wochen Gefängnis, weil der Angeklagte, selbst wenn ihm die Frau Hammel etwas mitgeteilt habe, doch sicher wußte, daß die Mittheilung nicht auf Wahrheit beruhe. Die Frau sei mit ihrem Mann auf der Wache gewesen und der Angeklagte habe somit Gelegenheit, die Sache sofort klar zu stellen. Das that er aber nicht und es unterliege mithin keinem Zweifel, daß es ihm nur persönlich um die Verhaftung des Hammel zu thun war. Der Gerichtshof schloß sich dieser Ansicht an, verurtheilte den Angeklagten aber nur zu 14 Tagen Gefängnis.

Mit dem Einsturz einer Dachstuhlwand hatte sich gestern die 3. Strafkammer des Landgerichts I zu beschäftigen. Es handelte sich um den Abbruch eines alten Gebäudes auf einem Grundstück der Linienstraße, welcher von dem Maurer-polier Karl Schulze geleitet wurde. Am 5. April waren die Arbeiter Konitzer und Kühn auf dem Abbruch beschäftigt, als plötzlich ein Stück der Mauer in der Länge von circa 12 bis 15 Meter ins Wanken gerieth und unter lautem Geräusch auf den Hof niederstürzte. Nachdem sich der Staub verzogen hatte, sah man den Arbeiter Kühn zwischen den Trümmern auf dem Boden liegen, während Konitzer sich durch einen Seitenprung in Sicherheit gebracht hatte. Der bewußtlos gewordene Kühn wurde ins Krankenhaus geschafft, wo er zwar wieder hergestellt worden ist, ohne aber seine Körperkräfte wieder erlangt zu haben, denn der rechte Arm ist vollständig lahm geblieben. Gegen den Arbeiter Schulze wurde auf Grund des Unglücksfalles die Anklage wegen fahrlässiger Körperverletzung erhoben und die Staatsanwaltschaft hatte zum geistigen Termin den Bauinspektor Thiemann als Sachverständigen vorgeladen. Der Angeklagte erklärte, keine Schuld an dem Unglücksfall zu haben; er habe den Arbeitern den Befehl ertheilt, drei Dachsparren, je einen an jedem Ende des Daches und den dritten in der Mitte stehen zu lassen, damit die Dachwand den Halt nicht verliere. Abgesehen hieron trage aber auch der Verlegte selbst die Schuld; derselbe habe den vorausgegangenen Warnungsruf wohl gehört, sei aber nicht auf die Seite getreten, wie sein Mitarbeiter Konitzer, welcher unverseht geblieben sei. Höchst wahr scheinlich sei Kühn gar nicht von der Mauer getroffen worden, sondern freiwillig hinab gesprungen, als er die Gefahr bemerkte und habe sich die Verletzung durch den Sprung zugezogen. Heute Kühn beklagt, daß er nicht genau wisse, wie er hinab gekommen sei. Gesprungen sei er aber nicht. Er erinnere sich nur noch, daß er plötzlich einen Druck gegen seinen Kopf verspürte und den Halt unter den Füßen verlor. Später kam er erst im Krankenhaus wieder zu sich. Von dem Befehl des Vorgesetzten, drei Sparren stehen zu lassen, hat er nichts gehört; es wurde häufig weiter gearbeitet und die Sparren wurden ohne Ausnahme, einer nach dem anderen, losgeschlagen. Als der Unglücksfall passirte, standen nur noch einige Sparren an der einen Seite des Daches. — Bauinspektor Thiemann hat den Abbruch am Tage nach dem Sturz s. schätz. Während man beim Aufbau von unten anfangen, müsse beim Abbruch stricke von oben ausgefangen werden und bis in der Weise, daß man zunächst die Steine aus dem Holzgerippe löse und erst dann zur Beseitigung des Holzes selbst schreite. Man verfähre aber bei den meisten Abbrühen ohne Rücksicht auf diesen Grundsatz und daher die Unglücksfälle. Auch der vorliegende Fall müsse auf diese Unterlassungsfünde zurückgeführt werden; der Unfall hätte sich nicht ereignen können, wenn nicht erst die Sparren, sondern zunächst das Mauerwerk ausgehoben worden wäre. Dies Verfahren mußte auch dem Angeklagten bekannt sein. — Der Staatsanwalt hielt die Schuld des Angeklagten für erwiesen; nach Lage der Sache wollte er jedoch nur eine Geldstrafe in Höhe von 100 R. event. 10 Tage Gefängnis beantragen. Rechtsanwalt Cohn bittet um die Freisprechung seines Klienten, dessen Schuld in keiner Weise festgestellt sei, da nicht einmal der Verlegte genau angeben könne, wie sich die Sache zugetragen habe. — Der Gerichtshof ging über das beantragte Strafmaß hinaus und verurtheilte den Angeklagten zu 14 Tagen Gefängnis. Das vom Sachverständigen gekennzeichnete Verfahren bei den Abbrühen sei ein Uebel, welches betrieben werde, um schnell Geld zu verdienen und Zeit zu sparen, gleichviel, ob das Leben der Beteiligten dabei in Gefahr komme oder nicht. Im vorliegenden Falle müsse als erwiesen angesehen werden, daß Kühn lediglich durch den Sturz der Mauer vrungeklüft sei. Selbst wenn der Verlegte nur vor Schreck zwischen die Trümmer fiel, so war doch immer die stürzende Mauer die Ursache, und an dem Sturz mußte dem Angeklagten die Schuld beigemessen werden, weil er den Abbruch in vorst. i. s. w. d. r. Weise vollzogen lieg.

Das Myster eines Ehegatten stand gestern in der Person des Johann Friedrich Jopke vor der ersten Strafkammer des Landgerichts I. Nach der Anklage soll er ein dem Trunke und dem Mißgange ergebener Mensch sein, der seiner draven und reichigen Ehefrau die Sorge für den Unterhalt der Familie überläßt. Seit Monaten von den Seinen getrennt lebend, lauert er seiner Frau auf, wenn sie Abends von der Arbeit kam, und wachte sie unter den gefährlichsten Drohungen zur Vergabe von Geld zu Schnaps zu bewegen. Endlich wurde es der gequälten Frau zu viel, sie erstatte Anzeige, worauf der Mißgänger verhaftet wurde. Die Anklage gegen ihn lautete auf Erpressung. Bald wäre er aber frei ausgegangen, denn seine Ehefrau hatte eine solche Furcht vor ihm, daß sie sich weigerte, Jwanik wider ihn abzulegen. Ein Fall der vollendeten Erpressung konnte ihm durch die Beweisaufnahme nicht nachgewiesen werden, die Aussagen verschiedener Zeuginnen gaben dem Staatsanwalt aber die Handhabe, wenigstens eine neue Anklage wegen widerbolter versuchter Erpressung zu erhalten, mit deren sofortiger Verhandlung sich der Angeklagte einverstanden erklärte. Der Gerichtshof hielt im vorliegenden Falle eine empfindliche Strafe um so angemessener, als der Angeklagte mit großer Frechheit die sonderbare Ansicht vertrat, daß der Mann nicht nöthig habe zu arbeiten, sondern die Frau ihn ernähren müsse. Nach dem Antrage des Staatsanwalts wurde auf eine Gefängnisstrafe von drei Monaten erkannt.

Vereine und Versammlungen.

Eine öffentliche Versammlung der Posamentiere... Eine öffentliche Versammlung der Posamentiere... Die heutige im Louisenstädtischen Konzertsaal... Die Besondere Herr Nöthen erklärte den schwachen Besuch...

Sesung, Turn- und gesellige Vereine etc. am Donnerstag.

Männergesangverein 'Viktoria' Abends 9 Uhr im... Männergesangverein 'Nordstern' Abends 9 Uhr im... Männergesangverein 'Liedesfreiheit' Abends 9 Uhr im...

Kleine Mittheilungen.

Wien. Der Fluch des Geldes hat wieder einmal eine... Der Fluch des Geldes hat wieder einmal eine schwere Unthat herbeigeführt... Aus der Ortschaft Stuposiane wanderte vor etwa drei Jahren ein Bauer nach Amerika aus...

Telegraphische Depeschen.

(Wolff's Telegraphen-Bureau.)

Bern, Mittwoch 7. November. Bei dem gestrigen Unglücksfall in Montreux sind 7 Personen ums Leben gekommen und 7 verwundet...

Paris, Mittwoch, 7. November. Die Revisionskommission beschloß mit 6 gegen 4 Stimmen, daß die Revision der Verfassung von einer eigens für diesen Zweck zusammenberufenen konstituierenden Versammlung vorgenommen werden soll.

New-York, Mittwoch, 7. November. Die Meldungen über den Ausfall der Wahlen für die Präsidentenwahl sind bis jetzt noch sehr unvollständig und lauten vielfach widersprechend. Die Zeitungen bringen je nach dem Parteistandpunkte sehr von einander abweichende Schätzungen...

New-York, Mittwoch, 7. November. Das bis jetzt vorliegende Resultat der Wahlen ist noch immer ein ungewisses, jedoch scheint es, daß Harrison die Mehrheit für sich hat, welche die meisten Blätter auf 218 gegenüber 183 Stimmen, welche Cleveland erhielt, schätzen.

2. Ziehung der 2. Klasse 179. Königl. Preuss. Lotterie.

Ziehung vom 7. November 1888, Vormittag.

Nur die Gewinne über 105 Mark sind den betreffenden Nummern in Vereinstheile beigefügt.

(Ohne Gewähr.)

Table with lottery numbers and prizes. Columns include winning numbers and corresponding prize amounts in Mark.

2. Ziehung der 2. Klasse 179. Königl. Preuss. Lotterie.

Ziehung vom 7. November 1888, Nachmittag.

Nur die Gewinne über 105 Mark sind den betreffenden Nummern in Vereinstheile beigefügt.

(Ohne Gewähr.)

Table with lottery numbers and prizes. Columns include winning numbers and corresponding prize amounts in Mark.

New-York, Mittwoch, 7. November, Mittags. republikanische Partei hat gestern in den Staaten Kalifornien, Iowa, Kansas, Maine, Massachusetts, Michigan, Minnesota, Nebraska, Nevada, New-York, Ohio, Oregon, Pennsylvania, Rhode-Island, Montana und Wisconsin; in den übrigen Staaten, ausgenommen Kalifornien und Indiana, welche wahrscheinlich ebenfalls republikanisch wählen, haben die Demokraten die Mehrheit.

Briefkasten der Redaktion.

Bei Anfragen bitten wir die Adressen-Beilage beizufügen. Briefkasten wird nicht ertheilt.

G. W. Blumenkranz. Das Protokoll ist bei uns zu haben. Sie müssen sich an die in der betreffenden Nummer gegebene Firma in München wenden. Legen Sie den Brief in Briefmarken bei.

G. F. Friess. Ueber Ihre Angelegenheit können wir Ihnen in Briefkasten keine Antwort ertheilen. Sie müssen sich persönlich auf unsere Redaktion bemühen, wo Ihnen mündlich Auskunft ertheilt werden soll.

S. 10. Wehen Sie zu dem Betreffenden und erklären Sie ihm, daß Sie nicht verrückt sind. Damit ist die Sache erledigt.

Straßen-Abonnent Adressenplak. Das ist ungenügend.

Large table of lottery numbers and prizes, continuing from the previous section. Columns include winning numbers and corresponding prize amounts in Mark.

Vertical text on the right edge of the page, likely a continuation of the 'Briefkasten' or other notices.